



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Miszellen

Gute Regierung oder Schlendrian?

Bericht zur elften Regionalgeschichtstagung des Faches Geschichte vom 9. November 2002 zum Thema „Leben unter dem Krummstab – Der geistliche Staat vor der Säkularisation“ im Auditorium Maximum der Universität Paderborn

von Michael Ströhmer

„Die gelinde Regierungsart der Bischöfe hat ihren Unterthanen viele Vortheile verschafft, welche in einem weltlichen Staate nicht angetroffen werden [...]. Diese Vortheile betreffen den Adel, den Bürgers- und Bauernstand. Viele öffentliche Lasten, denen die Unterthanen eines weltlichen Staates unterworfen sind, finden in einem bischöflichen Lande nicht statt.“

Mit diesen Worten kommentierte der Reichsjurist Johann Friedrich Eisenhart 1759 die zeitgenössische Redensart „Unter dem Krummstab ist gut leben“. Er griff damit in die politische Tagesauseinandersetzung ein, in der unter aufklärerischem Einfluß den geistlichen Staaten auf dem Boden des alten Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zunehmend massiv die Existenzberechtigung bestritten wurde. Diesen meist von Bischöfen regierten Territorien, die nahezu ein Sechstel der Reichsfläche ausmachten und immerhin 30% zur Finanzierung der Reichsaufgaben beitrugen und auch durch ihre verfassungsmäßige Stellung das Reich wesentlich stützten, begegnete in der Öffentlichkeit ein ganzes Bündel von Vorwürfen und Vorbehalten. Ihre Kritiker zeichneten ein trostloses Bild: von den politisch unfähigen Fürstbischöfen, die dem Spiel, der Jagd und noch ganz anderen schweißtreibenden Leidenschaften frönten, über Verwaltungswirrwarr und mangelnde Staatlichkeit bis zu kulturellem Tiefstand und militärischer Ohnmacht. Als dann die Säkularisation, die Aufhebung der geistlichen Staaten, besiegelt durch den Reichsdeputationshauptschluß vom Febru-

ar 1803, nicht mehr aufzuhalten war, entrang sich denn auch 1801 einem unbekanntem Schreiber im Westfälischen Anzeiger ein Seufzer der Erleichterung: „die Fesseln des Schlendrian sind zerbrochen!“, womit er freilich das alte politische System insgesamt im Visier hatte. Dieses negative Urteil hat im Grunde genommen das historische Urteil über den Bischofsstaat bis in jüngere Zeit geprägt und somit auch seine Aufhebung im nachhinein legitimiert. Ob man ihm damit aber auch historische Gerechtigkeit widerfahren läßt, ist stark zu bezweifeln.

Auf diese Forschungsproblematik hat Professor **Dr. Frank Göttmann** als Frühneuzeithistoriker und Tagungsleiter in Personalunion in seinem Eröffnungsreferat hingewiesen. Er gab darin Einblicke über das Forschungsinteresse, über die Ausgangslage sowie die diversen Fragestellungen, Ansatzpunkte und Perspektiven eines breit angelegten Forschungsunternehmens an seinem Lehrstuhl, welches sich angesichts des zwiespältigen Bildes vornehmlich am Beispiel der nordwestdeutschen Fürstbistümer Köln, Münster, Osnabrück, Paderborn und Hildesheim mit den Problemen noch einmal von Grund auf befassen will. Es rückt in den Mittelpunkt die übergeordnete Frage, was denn überhaupt das Eigentümliche eines von einem geistlichen Würdenträger regierten Staatswesens ausmache. Wie gestaltete sich dessen Herrschaft, von welchem Selbstverständnis war sie geleitet, was waren deren strukturelle Grundlagen und wie sahen die Lebensver-

hältnisse aus, so daß auch die Untertanen dem Diktum vom guten Leben unter dem Krummstab zuzustimmen vermochten – oder ihm eben widersprachen? Die Antworten auf diese Fragen könnten der Geschichtswissenschaft in Zukunft eine solidere Basis dafür bieten, den historischen „Erfolg“ oder „Mißerfolg“ der geistlichen im Vergleich zu den weltlichen Staaten neu zu bewerten.

Sämtliche Referenten der diesjährigen Tagung, darunter drei junge Doktoranden, gehören der Paderborner Forschergruppe an. Sie trugen aus ihren laufenden Forschungsarbeiten vor. Den Anfang machte **Dr. Bettina Braun**. Sie widmete sich unter dem Thema „Fürst, Bischof, Landesherr – Die geistlichen Fürsten in der Spätzeit des Alten Reiches“ dem Spannungszustand zwischen geistlichem Seelsorgeauftrag des Bischofs und weltlicher Regierungsaufgabe des Fürsten, welcher in dem Doppelbegriff Fürstbischof zum Ausdruck kommt. Aus den Quellen direkt sind darüber keine Aufschlüsse zu erlangen. Indessen gelang es ihr, durch den Vergleich zweier Paderborner Fürstbischöfe, Hermann Werner von Wolff-Metternich zur Gracht (reg. 1683–1704) und Clemens August von Bayern (reg. 1719–1761) unter den Gesichtspunkten Erziehung, Bischofstätigkeit und familiäre Einbindung die Hypothese zu entwickeln, daß das auf dem Trienter Konzil reformulierte Bischofsideal entgegen verbreiteter Forschungsmeinung durchaus auch für den geistlichen Reichsfürsten aus großem Hause zunehmend verpflichtenden Charakter gewann.

Diese These wurde von **Lars Reinking** durch eine architektur- und kunsthistorische Analyse der Haupttraumfolge und zentraler Fresken eines herausragenden bischöflichen Residenzbaus flankiert: „Herrschaftliches Selbstverständnis und Repräsentation im geistlichen Fürstenstaat des 18. Jahrhunderts. Das Beispiel Schloß

Brühl des Kölner Kurfürsten Clemens August“. Ausgehend von der Prämisse, daß repräsentative Architektur als politischer Bedeutungsträger interpretiert werden könne, arbeitete er an Hand von Lichtbildern überzeugend die Selbstdarstellung des Kurfürsten als Mäzen der schönen Künste, als Friedensfürst und treuer Vasall des Kaisers heraus.

Die Frage nach der Funktion von Repräsentation spielte auch in die Thematik hinein, der sich **Mareike Menne M.A.** in ihrem Beitrag „Bischöfliche Kirchenvisitation im 17. Jahrhundert. Seelsorge oder Instrument weltlicher Herrschaft?“ verschrieben hat. Auch die in anderem Kontext aufgeworfene Frage nach dem Aufgaben- und Anforderungsprofil eines Fürst-Bischofs erhielt eine weitere Perspektive durch die Untersuchung der sog. Generalvisitation der Paderborner Diözese, die Fürstbischof Dietrich Adolf von der Reck (reg. 1650–1661) persönlich zwischen 1654 und 1656 durchgeführt hat. Die Referentin kam zu Schlüssen, die zweifellos – wie übrigens jeder der Vorträge auf seine Weise – die weitere Diskussion über das Wesen geistlicher Staatlichkeit befruchten werden: Bei der Visitation der Pfarrgemeinden sind die Absichten von Seelsorge und weltlicher Herrschaftsverdichtung faktisch nicht zu trennen; ein Befund, der so auch von den Untertanen wahrgenommen wurde. Die Trennung der Begriffe „Fürst“ und „Bischof“ stellt sich somit primär als ein heuristisches Instrument des Historikers, und weniger als eine historische Tatsache dar.

In den beiden folgenden Vorträgen kam verstärkt der politische Widerpart der fürstbischöflichen Regierungsspitze in den Blick. **Andreas Müller** stellte sein umfangreiches prosopographisches Material vor, das er erarbeitet hat, um den in den Quellen jenseits der normativen Mitwirkungsrechte nur schwer faßbaren „informellen“ politischen Einfluß des Landadels

im Herzogtum Westfalen zu greifen. Durch eine quantifizierende Strukturierung der im westfälischen Raum ansässigen Adelsfamilien, welche qua „Aufschwörung“ Vertreter zu den Arnsberger Landtagen schicken durften und Pfründen in den nordwestdeutschen Domkapiteln innehatten, konnte er in seinem Beitrag „Die Ritterschaft des kurkölnischen Herzogtums Westfalen zwischen 1660 und 1802. Regionale Verflechtungen und politische Eigenständigkeit“ eine Kerngruppe von Familien herauskristallisieren, welche die maßgeblichen politischen Positionen und Verwaltungsstellen besetzten und innerhalb ihrer Verwandtschaft weitergaben. Diese Adelsverbindungen reichten über die Territorialgrenzen hinweg und standen daher eo ipso einer Zentralisierungspolitik seitens des „frühmodernen“ Staates entgegen.

So ist sicherlich auch die vorgebliche Unterwerfung der Stadt Paderborn unter die Herrschaft des Fürstbischofs als ihrem Stadtherrn differenzierter zu bewerten. In seinen Ausführungen „Städtische Finanzen und frühmoderner Bischofsstaat. Die Paderborner Finanzverwaltung im 17. Jahrhundert“, die den Tag abschlossen, konnte **Dr. Andreas Neuwöhner** am Beispiel des Paderborner Stadthaushalts die schrittweise Integration der ehemals weitgehend autonomen Stadt in den Bischofsstaat demonstrieren. Obwohl der Fürstbischof das unerfreuliche Finanzgebaren des Rates und die

innerstädtischen Konflikte nutzte, um seine Kontrolle über die Stadt zu verstärken, stand hinter dem Verlust städtischer Selbständigkeit doch weniger eine zielgerichtete stadtherrliche Politik als eine ruinöse Finanzlage aufgrund immer neuer Belastungen durch den Dreißigjährigen Krieg, welche schließlich eine finanzielle Konsolidierung verhinderte. Andererseits ist aber auch eine zunehmende Abschöpfung der Paderborner Finanzkraft durch den Staat nicht zu übersehen. Bemerkenswert scheint dabei, daß für den Verlust an Selbständigkeit in erster Linie nicht der gezielte herrscherliche Wille des Fürsten, sondern eine Verkettung ungünstiger Faktoren verantwortlich zu machen ist – vor allem der Dreißigjährige Krieg, womit auch der verbreiteten Forschungsmeinung zu widersprechen wäre, der Niedergang der Städte hätte aus konjunkturellen Gründen bereits im ausgehenden 16. Jahrhundert eingesetzt.

Die skizzierten Vorträge haben das weite Feld vielversprechender Forschungsansätze zu Problemen der „geistlichen Staatlichkeit“ in der Frühen Neuzeit aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet und eine lebhaftige Diskussionsbeteiligung der weit über hundert Teilnehmer hervorgerufen. Nimmt man die vielen positiven Stimmen zu ihrem Inhalt und Verlauf, so darf auch die diesjährige Regionalgeschichtstagung als gelungen in die Annalen einer mittlerweile elfjährigen Tradition eingehen.

Strenge Regeln für Tand und Glitter

Darstellungsmedien in der mittelalterlichen Gesellschaft

von *Fabian Rijkers und Bettina Schleusing*

Zu allen Zeiten und in allen Kulturen war Kleidung ein Element der Repräsentation des eigenen Standes und der sozialen Distinktion. Kleidung und Schmuck dienen und dienen einzelnen Gruppen innerhalb der Gesellschaft zur Kennzeichnung untereinander und zur Abschließung nach au-

ßen. Mode, Uniform, Volkstracht und Standestracht sind nur einige der Spielarten, die vom Bedürfnis der Menschen nach Unterscheidung durch Kleidung zeugen. Im Unterschied zur rein stilkundlichen historischen Kostümforschung ist die genauere Erforschung der Zeichenhaftigkeit von

Kleidung und Repräsentation im jeweiligen geschichtlichen Kontext eine relativ junge historische Teildisziplin. Interdisziplinarität heißt auch hier – wie so oft – das Schlüsselwort, denn nur mit den Methoden und Ergebnissen von Geschichts- und Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte, Archäologie, Soziologie und historischer Anthropologie lässt sich der komplexen Bedeutung von Kleidung und Kleidungsnormierung in der Geschichte auf die Spur kommen.

Aus diesem Grund veranstaltete das Paderborner MittelalterKolleg am 15. und 16. November 2002 ein Kolloquium unter dem Titel „Kleidung und Repräsentation in Antike und Mittelalter“. Die einladenden Kollegiatinnen und Kollegiaten wollten mit der Veranstaltung, die gleichzeitig auch einen Schlusspunkt unter die zweijährige Förderungsdauer setzte, gemäß dem Motto des Kollegs (Kloster und Welt...) verschiedenste Aspekte geistlicher und weltlicher Kleidung beleuchten und diskutieren. Der erste Tag des Kolloquiums widmete sich dem Kontext geistlicher bzw. liturgischer Kleidung und Repräsentation. Götz Hartmann (Jena) stellte anhand einer Episode aus Gregor von Tours *Liber vitae patrum* über den Burgunderkönig Chilperich und den charismatischen Eremiten Lupicinius Bedeutung und Traditionslinien der „typischen“ frühchristlichen Eremitenkleidung vor. Er folgerte, dass das rauhe Kleid „aus Fellen“, welches die Ausgesetztheit und auch Nichtigkeit der menschlichen Existenz innerhalb der göttlichen Ordnung symbolisierte, unverzichtbar zum Charisma des eremitischen Wundertäters gehörte. Das Kleid aus Fellen war für die Menschen ein tradiertes Erkennungszeichen des Andersseins, seinem Träger maßen sie unwillkürlich eine göttliche Inspiration bei. Erst mit der Einführung regelmäßiger Bezüge und einer einheitlichen Mönchskleidung, so lässt Gregor von Tours uns schlussfolgern, fand auch die Wundertätigkeit der Eremiten

ihre Ende. Die Bedeutung der „asketischen Höchstleistung“ für die Glaubwürdigkeit des „heiligen Mannes“ in den Augen seiner Zeitgenossen wurde hier eindrucksvoll demonstriert.

Die mönchische Kleidung des Hochmittelalters untersuchte Gaby Lindenmann (Paderborn). In ihrem Vortrag ging sie – auch anhand zeitgenössischer Darstellungen – insbesondere auf das Habit des Zisterzienserordens ein, das in den *consuetudines* des Ordens auf das genaueste beschrieben und für alle Gelegenheiten vorgeschrieben wurde. Material, Beschaffenheit, Form und Schnitt des Habits wurden immer wieder exakt festgelegt, was darauf schließen lässt, dass auch bei den Zisterziensern versucht wurde, die Armut und Schlichtheit des Gewandes unerlaubt aufzubessern. Dennoch gehörte die betont einfache Kleidung der Zisterzienser ebenso zu ihrem Selbstverständnis – das sie auch nach außen transportieren wollten – wie die für sie typische Bauweise.

Stab und Schmuck

Mit einem für uns selbstverständlichen, in seinen Wurzeln jedoch keineswegs geklärten Phänomen geistlicher Repräsentation befasste sich Thomas Vogtherr (Osna-brück): den Bischofs- und Abtsstäben. Die ersten schriftlichen Belege für dieses Symbol geistlicher Herrschaft finden sich auf der iberischen Halbinsel: bei Isidor von Sevilla und in den *canones* des 4. Konzils von Toledo 633. Weder Isidor noch die Konzilsbeschlüsse gehen allerdings auf die exakten Wurzeln des Begriffs ein. Ebenso wenig ist zu klären, ob zuerst Bischöfe oder Äbte über den Stab verfügten. Die ältesten erhaltenen Stäbe stammen aus Irland, vermutlich mehrere hundert Jahre vor ihrem Auftreten in Mittel- und Südeuropa. Erhaltene Inschriften auf Bischofsstäben des 11. Jahrhunderts zeigen, dass sich ihre Träger durchaus mit der Bedeutung des Stabes

auseinandersetzen. Den einzelnen Teilen der typischen Form des Bischofsstabes wird jeweils eine spezielle Funktion innerhalb des geistlichen Hirtenamtes zugewiesen. Der Ornat des Bischofs war auch Thema des Vortrags von Gudrun Sporbeck (Köln). Anhand erhaltener Paramente aus Gräbern Kölner Erzbischöfe des 10. und 11. Jahrhunderts wies sie auf die vielschichtige Bedeutung dieser reichen Grabausstattungen hin. Die Bischöfe wurden in vollem Ornat und in kostbaren byzantinischen Seidengewändern vor ihrer Bestattung zunächst auf dem seit Erzbischof Anno II. bekannten Kölner Stationsweg in den einzelnen Kölner Kirchen aufgebahrt. Die Funktion der kostbaren Paramente als öffentliche Demonstration des Ranges der verstorbenen Kirchenfürsten wird hier besonders deutlich. Interessant ist aber auch, dass nachgewiesenermaßen einige Gräber des 10. und 11. Jahrhunderts im 12. Jahrhundert geöffnet und Textilien hinzugefügt wurden, offenbar um den Reichtum der Gräber nochmals aufzuwerten. Gleichzeitig erfüllten die Paramente auch die Funktion von Sekundärreliquien. Erstaunlicherweise stammt der reiche Kölner Paramentschatz im Unterschied zu den ebenfalls großen Beständen in Halberstadt oder Danzig fast ausschließlich aus den Bischofsgräbern, was den hohen Rang der Kölner Erzbischöfe nochmals verdeutlicht.

Den Abschluss des ersten Tages machte Martin Leutzsch (Paderborn) mit seinem Vortrag über die Bedeutung von Kleidung im Neuen Testament. Anhand verschiedener Schriftstellen gelang ihm eine sehr differenzierte Einordnung der verschiedenen Gewänder in ihrer wörtlichen und übertragenen Bedeutung in den geistes- und religionsgeschichtlichen Kontext, wobei die konkreten Wurzeln der liturgischen Gewandung nach wie vor anhand der Bibel nicht endgültig zu klären sind.

Der zweite Tag der Tagung begann international mit zwei Beiträgen aus Spanien. Zunächst sprach Javier Arce (Madrid) über „Dress Control in Late Antiquity“. Er stellte heraus, dass die Regulierung und Kontrolle der Kleidung in der römischen Gesellschaft eine lange Geschichte hatte. Dennoch gab es eine Auffälligkeit vom Beginn der Mitte des 4. Jahrhunderts an. Es wurden Gesetze verfasst, die im Besonderen die Regulierung der Kleidung für Senatoren, Konsuln, Funktionäre und gar Sklaven behandelten. Diese Gesetze, so Arce, seien nicht als gegen die „Barbaren“ in Rom gerichtet zu interpretieren. Im Gegenteil zeigten sie, dass die Römer selber versuchten, „barbarische“ Bräuche und Gewohnheiten zu imitieren. Mit neuen Gesetzen wollte der Kaiser diese Entwicklung unterbinden, auch aus Angst, durch das Tragen anderer barbarischer Kleidung könnten Römer versuchen, mehr sozialen Einfluss zu erlangen oder gar die *maiestas* zu usurpieren. In all diesem zeigt sich nach Arce die große Bedeutung äußerlicher Symbole in einer streng hierarchisch gegliederten Gesellschaft und in einem despotischen System. Dann sprach Gisela Ripoll López (Barcelona) über den Schatz von Guarrazar, der Mitte des 19. Jahrhunderts in Spanien entdeckt wurde. Kronen und Votivkreuze waren Gaben von Königen, Adligen und Geistlichen an die Kirchen der westgotischen Hauptstadt Toledo. Diese Praxis, seit der Zeit König Reccareds bekannt, wurde während des ganzen Mittelalters fortgeführt. Ripoll sieht in diesen Schenkungen eine Demonstration der Macht seitens der Könige und Adligen und so sei gerade aufgrund der künstlerisch herausragenden Stellung und des Reichtums der Gaben nach der Bedeutung in der Herrschaftssymbolik zu fragen. In der anschließenden Diskussion war im Besonderen die Herkunft der Schmuckstücke ein intensiv besprochener Punkt. Während Ripoll die

Produktionsstätten in Alexandria oder Konstantinopel sah, gingen andere von einer möglichen Existenz von Werkstätten am Hofe des Königs von Toledo aus.

Vorgeschriebene Kleiderfarben

Michael Jucker (Zürich) hielt einen Vortrag über die Wahrnehmung symbolischer Ordnung im spätmittelalterlichen Gesandtschaftswesen. Dabei unterstrich er, dass man innerhalb der vermeintlich egalitär strukturierten Eidgenossenschaft durch den Einsatz verschiedener Medien dennoch eine Unterscheidung zwischen den Vertretern der einzelnen schweizerischen „Orte“ herstellte. Medien seien dabei die Sitzordnung, Siegel und auch die Kleidung gewesen. Letztere unterschied sich nicht nur durch Standesfarben, sondern auch durch edlere Medien wie Wamse, Pelzschauen und Goldketten. Auf diese Weise sollte der Rang ausgedrückt und im Besonderen der Führungsanspruch der Städte hervorgehoben werden. Zudem seien mehrere Medien zur Distinktion gleichzeitig eingesetzt worden. Bewusst war man an- oder abwesend, trug bestimmte Kleider, wechselte diese oder verkleidete sich gar. Schriftlich sei der Körpereinsatz und Kleidergebrauch im Ge-

sandtschaftswesen dann festgehalten worden, wenn die „Ordnung“ auf irgendeine Weise gestört wurde. Der Normalfall, so Jucker, sei in den Quellen hingegen selten beschrieben. Der letzte Beitrag der Tagung wurde von Alexandra Nusser (Paderborn) bestritten. Sie sprach über spätmittelalterliche Autorenbilder am Beispiel der Überlieferung von Jean de Mandevilles „Reisen“ in Europa und zeigte, dass bebilderte Handschriften und Drucke Aufschluss über die Autorenvorstellungen der Zeitgenossen geben können, wobei Kleidung und Ausstattung der dargestellten Personen eine besondere Aussagekraft zukommt. Die signifikanten Differenzen zwischen mehreren französischen und deutschen Versionen wurden dabei in Bezug zur Gebrauchsfunktion der Texte und ihrem Rezipientenkreis gesetzt und interpretiert.

So spiegelte die Schlussdiskussion des Workshops auch dessen Verlauf und zugleich die Intentionen des Kollegs wider: den fächer- und länderübergreifenden Austausch auf allen akademischen Ebenen, der hier mit Beiträgen von Kollegiaten bis zu Professoren und heftiger, aber niemals feindseliger – und meist humorvoller – Diskussion realisiert werden konnte.

Zur didaktischen Konzeption eines „lernenden Stadtrundgangs“: Paderborn im Nationalsozialismus

von Rainer Pöppinghege

Das Projekt eines thematischen Stadtrundgangs zum Nationalsozialismus in Paderborn entstand im Anschluss an ein im Wintersemester 2000/2001 von mir veranstaltetes Grundseminar an der Universität Paderborn. Mit einigen interessierten Studierenden, die verschiedene Themen im Rahmen des Seminars intensiver bearbeitet hatten, gründete ich eine Arbeitsgruppe

zwecks Entwicklung eines Rundgangs.¹ Dabei konnte auf konzeptionelle und didaktische Erfahrungen aus einem ähnlichen Projekt in Münster zurückgegriffen werden.²

¹ Mitglieder der studentischen Arbeitsgruppe waren bzw. sind: Melanie Grote, Miriam Herbst, Anja Oeynhaus, Sebastian Kemper, Kristina von Twistern und Jost Wedekin.

² Rainer Pöppinghege: Zwischen Kreuz und Hakenkreuz, in: Ulrich Bardelmeier/Andreas

Am Anfang stand die theoretisch-didaktische Diskussion innerhalb der Gruppe über Chancen und Grenzen der Lernform Stadtrundgang.³ Mit einem erweiterten Begriff der Kategorie „Geschichtsbewusstsein“ erstreckt sich historisches Lernen auch auf den außerschulischen Raum, denn es findet in allen Lebensphasen eines Menschen statt. Das Lernen vor Ort bietet dabei den Vorteil, dass es an die lebensweltlichen Zusammenhänge der Adressaten anknüpft und ein multimediales, ganzheitliches Lernen ermöglicht. Die sinnliche Wahrnehmung außerhalb von Klassenzimmern und Vortragsräumen kann dabei die Auseinandersetzung mit dem historisch Rekonstruierten fördern. Gerade die Verbindung von makrogeschichtlichen Strukturen mit der Alltagsgeschichte vor Ort steigert die Lernmotivation der Teilnehmer durch den lebensweltlichen Bezug. Prinzipiell ist es wünschenswert, dass ein solcher Stadtrundgang in einen strukturierten Lehr- und Lernprozess eingebettet wird – beispielsweise eine Vortrags- oder Unterrichtsreihe.⁴

Der Erfolg eines Rundgangs hängt – mehr als bei jeder anderen Lernform – von einer Vielzahl externer und interner Faktoren ab. So spielen neben dem reinen inhaltlichen Konzept die Form der Präsentation durch den Leiter, der Einsatz von Text- und Bildquellen sowie die Er-

wartungshaltung und der Kenntnisstand der Teilnehmer eine große Rolle. Eine untergeordnete – aber nicht zu vernachlässigende – Funktion besitzen externe Einflüsse wie das Wetter oder der Straßenlärm. Sie können den Erfolg eines Rundgangs zumindest punktuell behindern.⁵

Um die „stummen“ Quellen zum Sprechen zu bringen, bedarf es gezielter Erläuterungen durch den Leiter eines Rundgangs. Denn die historische Authentizität der Orte erschließt sich in vielen Fällen nicht automatisch. Nur wenige Orte sind noch in jenem Zustand wie vor 60 oder 70 Jahren. Und wenn sie es sind, dann werden sie heute anders genutzt oder tauchen in einem veränderten städtebaulichen Zusammenhang auf.⁶ Eine unmittelbare emotionale Ausstrahlung auf den Betrachter ist also nicht immer gegeben. Unterstützende Erläuterungen durch den Leiter sind daher notwendig. Die Gefahr, dass sich bei einem solchen Rundgang eine passive Erwartungshaltung der Teilnehmer aufbaut, besteht zweifellos.⁷ Sie kann jedoch leichter als bei einem klassischen Vortrag aufgebrochen werden, indem der Leiter mehrfach die reine Vortragsform verlässt und z. B. Impulsfragen stellt, die Teilnehmer animiert, die Standorte näher zu inspizieren, eigene Schlüsse zu ziehen oder zwischen den einzelnen Stationen Fragen aufgreift. Um die „stummen“ Quellen zum Reden zu bringen, entschied sich die Arbeitsgruppe darüber hinaus für den zusätzlichen Einsatz von schriftlichen und bildlichen Medien, die den Kurzvortrag an den einzelnen Stationen unterstützen.

Schulte Hemming [Hgg.], Münster-Streifzüge, Münster 1995, S. 104–115.

³ Vgl. die Einträge „Historisch-politisches Lernen“ und „Lernen vor Ort“ in: Lexikon der politischen Bildung, hg. v. Georg Weißeno, Bd. 2: Klaus-Peter Hufer [Hg.]: Außerschulische Jugend- und Erwachsenenbildung, Schwalbach 1999.

⁴ Bernd Hey: Exkursionen, Lehrpfade, alternative Stadterkundungen, in: Handbuch der Geschichtsdidaktik, hgg. v. Klaus Bergmann et al., Düsseldorf 1979, S. 728.

⁵ Beispielsweise stellten wir fest, dass am Maspornplatz der Parksuchverkehr und die Motorengeräusche störend wirkten.

⁶ Den Maspornplatz kann man sich angesichts der Masse von parkenden Autos kaum noch als historisches Aufmarschgelände vorstellen.

⁷ Hey, S. 728.

Grobkonzept und Feinabstimmung

Beim Grobkonzept ging es zunächst um die Umsetzung der fachwissenschaftlichen Vorüberlegungen, denn dass ein Stadtrundgang immer nur schlaglichtartiges Wissen vermitteln kann, war von vornherein klar. Bei dem umfangreichen, in Archiven und Bibliotheken recherchierten Material kam es hauptsächlich auf die didaktische Reduktion der Inhalte im Rahmen von sechs bis acht Themenfeldern an. Über diese stellte sich relativ schnell ein Konsens ein, der sich im Prinzip in der Konzeption des Rundgangs niedergeschlagen hat. So sollten die besonderen lokalen Bedingungen bei der Gleichschaltung des Rates ebenso berücksichtigt werden wie die Judenverfolgung, die Strukturen der NSDAP vor Ort, das Verhältnis der (katholischen) Kirche zum Nationalsozialismus und der Bombenkrieg.

Der nächste Arbeitsschritt bestand darin, mögliche anzusteuern Stationen zu identifizieren und den jeweiligen Themenkreisen zuzuordnen. Die Kriterien hierfür lauteten: ein hohes Maß an Authentizität und erhebliche Bedeutung für die Geschichte der NS-Zeit in der Stadt, also Repräsentativität. Dabei stießen wir auf die Schwierigkeit, dass es eine Vielzahl von Örtlichkeiten gibt, die zum Beispiel für das Wirken der NSDAP herangezogen werden könnten, die aber keine „nationalsozialistische Ausstrahlung“ besitzen.⁸ Architektonisch hat die Zeit des Dritten Reichs nämlich kaum Spuren in Paderborn hinterlassen, sieht man einmal von militärischen Bauten ab. Und diese sind wegen ihrer Lage außerhalb des Stadtzentrums im Rahmen eines Stadtrundgangs nicht zu errei-

⁸ Ein Beispiel hierfür wäre ein Gebäude im Riemeke-Viertel, in dem die Ortsgruppe der NSDAP residierte und das heute als „normales“ Wohnhaus keine historische NS-Authentizität vermittelt.

chen. Ein erster Rundgang führte die Arbeitsgruppe zu sämtlichen verbleibenden Schauplätzen, z. B. auch ins Riemeke-Viertel, wobei wir mit einer Dauer von fast drei Stunden die zeitliche Grenze eines zumutbaren öffentlichen Rundgangs überschritten. In Frage kamen daher ausschließlich Örtlichkeiten im Zentrum. Die Topographie des Rundgangs ergab sich aus den Kriterien „inhaltliche Bedeutung“, „Authentizitätsgrad“, „Erreichbarkeit“ und der Entfernung zwischen den Stationen. Die Wegstrecken sollten in annähernd einheitlichen Zeitintervallen bewältigt werden können.⁹

In der Regel war es bei den verbliebenen historischen Orten möglich, diese mit den Themenkreisen zu verknüpfen und die historische Chronologie annähernd beizubehalten. Zur jüdischen Geschichte boten sich das ehemalige Kaufhaus Steinberg & Grünebaum neben dem Rathaus sowie das Denkmal an der Alten Synagoge an. Die Gleichschaltung wird gleich zu Beginn am Rathaus angesprochen. Die von der Hitlerjugend zwischenzeitlich genutzte Heiersburg und der angrenzende Maspemplatz als Aufmarschgelände der Partei und des Militärs¹⁰ bieten Gelegenheit, die Teilnehmer mit den Parteigliederungen vor Ort vertraut zu machen. Das Verhältnis zwischen katholischer Kirche wird an der Michaelsschule und im Dom thematisiert. Der Bombenkrieg mit seinen Auswirkungen bildet ebenfalls den Schwerpunkt am Dom und am Bonifatiushaus.

⁹ Nicht nur war auf ein ausgewogenes inhaltliches Verhältnis der einzelnen Stationen zueinander zu achten, sondern auch auf die zur Verfügung stehende Zeit pro Station.

¹⁰ Das Militär war – neben der Zwangsarbeiterproblematik – einer jener Komplexe, die wegen der großen Entfernung der möglichen Stationen (z. B. Kasernenbauten, Zwangsarbeiterlager) nicht mit einer eigenen Station verknüpft werden konnten.

Als Zielgruppen wurden historisch interessierte Erwachsene bzw. Träger der Erwachsenenbildung, Mittler (Lehrer, Bildungsreferenten) und Schulklassen identifiziert, also nicht vorrangig auswärtige Touristen. Die Marketing-Maßnahmen erstreckten sich einerseits auf direkte Mailing-Aktionen, in deren Rahmen die Geschichts- und Politiklehrer weiterführender Schulen in Paderborn und benachbarten Gemeinden angeschrieben wurden. Parallel dazu entstand Informationsmaterial, das für den Briefversand genutzt wurde. Ein weiteres Element des Marketing war die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. In der Startphase wurden die Lokalmedien über das geplante Projekt informiert und zu einem speziellen Presserundgang eingeladen. Hierfür standen vorgefertigte Pressemitteilungen zur Verfügung. Zusätzlich bestand für die anwesenden Redakteure die Möglichkeit, Interviews mit den Mitgliedern der Arbeitsgruppe zu führen und Fotos zu machen.

Die Arbeitsgruppe als „lernende Organisation“

Das Konzept des „lernenden Stadtrundgangs“ ist der Vorstellung der „lernenden Organisation“ verpflichtet, die sich als Management-Theorie seit Ende der achtziger Jahre durchgesetzt hat. Insbesondere die systemtheoretischen Arbeiten Peter M. Senge haben ihr zum Durchbruch verholfen. Die Systemtheorie konstatiert, dass menschliche Unternehmungen Systemcharakter besitzen, da sie „durch ein unsichtbares Gewebe von zusammenhängenden Handlungen“ verbunden sind¹¹. Entsprechend sind auch die kommunikativen Beziehungen zu behandeln.¹² Es geht also um

die Vernetzung, Informationsvermittlung und Rückkopplung sämtlicher Beteiligter.

Der Begriff der „lernenden Organisation“ ist dabei lediglich als Idealvorgabe gedacht, erreicht werden kann dieser Status nicht. Auch als Historiker jagt man im hermeneutischen Sinne ein Phantom, nämlich die historische Wahrheit. Niemand kann behaupten, sie je zu erreichen – auch hier ist der Weg das Ziel. „Je mehr man lernt, desto stärker wird die eigene Unwissenheit bewußt.“¹³ Dieser Satz aus der Theorie der lernenden Organisation ist ebenso für den Historiker axiomatisch: Wem tun sich nicht immer neue Fragen auf, je tiefer er in eine Materie eindringt? Trotzdem – und gerade deshalb – wächst der individuelle und der kollektive Erfahrungsschatz, wobei einzelne Erfahrungen Bedeutung gewinnen, andere dagegen überlagert werden.

Senges Studien haben erwiesen, dass sich ein System als Ganzes effizienter gestaltet als die Lernerfolge der Einzelglieder. Innerhalb der „lernenden Organisation“ kommen diesen die Fortschritte jedoch zugute. Denn die Lerneffizienz eines Teams bringt auch die einzelnen Mitglieder dazu, sich schneller zu entwickeln als auf individuellem Weg.¹⁴ Dies ist nicht nur ein positiver Nebeneffekt, sondern geradezu die Grundvoraussetzung für das Funktionieren des Systems. Auf der anderen Seite ist das individuelle Lernen keine Garantie dafür, dass die Organisation etwas lernt, „aber ohne individuelles Lernen gibt es keine lernende Organisation.“¹⁵ Deshalb ist die Vernetzung bzw. die Kommunikation der einzelnen Mitglieder untereinander besonders wichtig, um nicht ein isoliertes Spezia-

Grobstrukturen von der ökonomischen Sphäre auf eine nicht-kommerzielle Arbeitsgruppe wie die hier bestehende übertragen werden kann.

¹¹ Peter M. Senge: Die fünfte Disziplin: Kunst und Praxis der lernenden Organisation, Stuttgart 1996, S. 15.

¹² Es muss betont werden, dass das Konzept der „lernenden Organisation“ lediglich Vorbildfunktion besitzt und es nur in seinen

¹³ Senge, S. 20.

¹⁴ Senge, S. 19.

¹⁵ Senge, S. 171.

listentum entstehen zu lassen, dass das Gemeinschaftsprojekt nicht voranbringt.

Übertragen auf die Arbeitsgruppe heißt dies, dass sich durchaus eine Art Spezialistentum entwickeln darf, da die Mitglieder sich arbeitsteilig intensiver mit einzelnen Themenkreisen befasst haben. Sie müssen ihre Untersuchungsergebnisse jedoch kontinuierlich in die Gesamthematik einbringen. Dadurch ist jeder einzelne Teilnehmer als Leiter eines Stadtrundgangs stets mit den gesamten Inhalten vertraut und kann diese präsentieren. Je nach Bedarf können jene Mitglieder der Arbeitsgruppe Rundgänge übernehmen, deren „Spezialthemen“ von einzelnen Gruppen besonders nachgefragt werden. Dies kann beispielsweise eine Schulklasse sein, die sich in einer Unterrichtsreihe intensiver mit dem Verhältnis der katholischen Kirche zum Nationalsozialismus auseinandergesetzt hat. Jeder Stadtrundgang sollte als interaktiver Lern- und Kommunikationsprozess begriffen werden – und zwar sowohl zwischen Leiter und Teilnehmern als auch zwischen den einzelnen Mitgliedern der Arbeitsgruppe. Konkret funktioniert das Konzept des „lernenden Stadtrundgangs“, indem die Leiter eines Rundgangs die Rückkopplung mit den Teilnehmern suchen und ihre Erfahrungen regelmäßig an die Arbeitsgruppe weitergeben. Welche Inhalte interessierten die Schulklasse besonders, wie ist es um die Vorkenntnisse bestellt? In einem ersten Rundgang mit Studierenden der Geschichte stellten wir das Konzept samt Inhalten vor und eröffneten die didaktische Diskussion außerhalb der Arbeitsgruppe.¹⁶ Unter den Teilnehmern der öffentlichen Rundgänge befanden sich auch Zeitzeugen, die interessante

– aus schriftlichen Quellen nicht immer ersichtliche – Details und Anekdoten beisteuerten. Nach der Überprüfung dieser Informationen wurden diese gegebenenfalls in den nächsten Rundgang integriert.¹⁷ So wandelt sich die inhaltliche Komponente des Stadtrundgangs ständig und bietet jeweils eine Momentaufnahme des aktuellen internen Diskussionsstandes der Arbeitsgruppe.

Im Vergleich zu herkömmlichen – auch thematischen – Stadtrundgängen unterscheidet sich der „lernende Stadtrundgang“ in Paderborn durch verschiedene Charakteristika:

- Die Leiter der Rundgänge müssen in die inhaltlich-konzeptionelle Arbeit eingebunden sein.
- Die Arbeit setzt mehr Engagement voraus, stiftet im Gegenzug jedoch ein größeres Maß an Identifikation.
- Der Rundgang dient als „Sammelstelle“ lebensweltlicher Erinnerungen von Zeitzeugen.
- Die inhaltliche Konzeption ist nicht statisch, weshalb auf die Lernbedürfnisse der Teilnehmer besser eingegangen werden kann.

¹⁶ Die Lernerfolge von Schulklassen werden bisher noch nicht systematisch untersucht. Hierzu ist geplant, einen Fragebogen zu entwickeln.

¹⁷ Ein Resultat der auf Erfahrung basierenden ständigen Fortentwicklung ist die Anfertigung von Kopiervorlagen, die während des Rundgangs den Teilnehmern zur Verfügung gestellt werden. Historische Fotografien, schriftliche Quellen oder einfach einige Zahlen und Fakten können bei der Präsentation an einer Station hinzu gezogen werden. Neben dem Vorteil der schriftlichen Fixierung erlauben sie den direkten Verweis auf das zeitgebundene äußere Erscheinungsbild eines historischen Standorts, der inzwischen in einem anderen städtebaulichen Ensemble oder selbst als baulich verändert auftaucht.